

# Dem Angedenken Friedrich Rückerts

Von Peter Schneider

Liebe Landsleute !

Um einen Aufsatz über Friedrich Rückert zu schreiben, brauche ich mich nicht erst eigens in eine künstliche Begeisterung zu versetzen. Denn dieser Mann ist mir von Kindesbeinen an lieb gewesen. Ein merkwürdiger Zauber ging von seiner Dichtung auf mich aus, lange bevor ich wußte, daß er in Schweinfurt geboren war und in Franken gelebt hatte. Derartiges hat man uns ja in der Schule erst reichlich spät gesagt. Wir wurden nicht fränkisch erzogen; diesen Vorwurf kann ich meinen sonst hochgeschätzten Lehrern der Volks- und Mittelschule nicht ersparen. Es war so was angekündigt Bayerisches, in dem wir aufwuchsen und dessen innere Höhlheit ich später mit Schrecken erkannte. Gott sei Dank, die Zeiten haben sich geändert; Friedrich Rückert ist jetzt ein fränkischer Dichter, nicht mehr bloß eine Nummer in der deutschen Literaturgeschichte, und wir, seine Landsleute und Stammesgenossen, freuen uns, wenn fränkische Leute sein Andenken dankbar feiern und ihn mit Stolz den Ihrigen nennen.

Längst zum vollen Erkennen von Rückerts stammlicher Eigenart und Bedeutung erwacht, faßte ich, noch vor Beginn des Weltkrieges, den Entschluß, einmal allen Rückertspuren in Franken an Ort und Stelle nachzugehen. Schon donnerten die Kanonen des ersten Kriegsjahrs, da war es mir noch vergönnt auf einer Ferienwanderung fast alle die Stätten zu besuchen, an denen der Dichter einst gelebt und gewirkt hatte. Diese Wanderung führte mich auch in das mir längst bekannte Städtchen E b e r n, das mir nun freilich in einem neuen, bedeutungsvollen Lichte erscheinen mußte. Denn auch hier hatte Rückert Jahre seines Lebens — und es waren schöne Jahre — zugebracht, und „die Stätte, die ein edler Mensch betrat, ist eingeweiht“. Heil einem Orte, dessen Bewohner solchen Segen noch fühlen! Ebern ist ein solcher Ort, denn sonst schicke es sich nicht in diesen Tagen an, das Gedanken Rückerts durch eine Inschrifttafel an dem Hause, in dem er gelebt, dankbar zu feiern.

Ebern! Baunachgrund! Mir, dem geborenen Bamberger, geht immer das Herz ein wenig auf, wenn ich an diese Gegend denke. Ich konnte es auch in jenen Zeiten meines Lebens, wo ich selbst noch abgefapselt oberfränkisch dachte, nicht verstehen, daß der Baunachgrund zu U n t e r franken gehören sollte, wo doch von dort alles nach Bamberg hinstrebte. Später, als ich mich an dieser verwaltungstechnischen Einzelheit nicht mehr stieß, blieb mir gleichwohl die jetzt klare Erkenntnis, daß das Eberner Land, östlich der Haßberge gelegen, erdgeschichtlich durchaus „oberfränkisch“ sei und alle Eigentümlichkeiten und allen landschaftlichen Reiz des Obermainlandes aufweise. Jedenfalls stimmte ich immer dem reizenden Gedichtchen Rückerts „Der Mittelpunkt“ zu, das auch hier Platz finden möge:

Deutschland in Europas Mitte,  
Und in Deutschlands Mitte Franken,  
In des schönen Frankenlandes  
Mitte liegt ein schöner Grund.

In des schönen Grundes Mitte  
 Liegt ein schöner, schöner Garten;  
 In des schönen Gartens Mitte  
 Liegt der Allerschönsten Haus.  
 Fragt ihr noch, warum ich immer  
 Mich um dieses Häuschen drehe,  
 Als um meines Vaterlandes  
 Allerschönsten Mittelpunkt?

Allerdings war dieser Garten nicht gerade in Ebern zu suchen — aber gewiß in der Nähe Eberns; wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß „die Allerschönste“ die Tochter des Justizamtmanns F. W. Müller und seiner Gattin Anna (geb. Gundelach) Agnes war, die Rückert herzlich liebte. Da ihr Vater zu Rentweinsdorf beamtet war, ist der schöne, schöne Garten dort zu suchen. Kein Freund des Dichters wird ohne Rührung von dem Grab des früh verbliebenen Mädchens auf dem Friedhof zu Rentweinsdorf hinweggehen. Eine einfache Rundsäule, von einer steinernen Blumenurne gekrönt, zeigt die Inschrift, die ich schon im Jahre 1915 nicht mehr ganz ohne Mühe las: „Hier liegt die Hülle eines guten Mädchens. Sie hieß Agnes Müller . . . geb. den 15. Nov. 1795, gest. den 9. Juni 1812.“ Mitten aus fröhlicher Lust hat der Tod dies zarte Wesen gerissen; durch Rückerts Sonettenkranz „Agnes‘ Totenfeier“ wird es fortleben in der Geschichte. Im dritten Sonett läßt der Dichter, dem nun der schöne, schöne Garten verödet war, von der wehmütigen Trauer versunkener Herrlichkeit im Baunachgrund uns umwehen:

Wenn ich dies Tal durchzieh’ am Wanderstabe,  
 Seh’ ich drei alte Burgen rings in Stücken  
 Sich von den Höh’n zum Grund herniederbücken,  
 Und ihr Bewohner krächzt darein, der Rabe.

Dann, daß ich noch an andrem Gram mich labe,  
 Steig’ ich auf eines niedern Hügels Rücken,  
 Und zwischen Bäumen, die sich traurig schmücken,  
 Steh’ ich an jüngern Trümmern, deinem Grabe.

O Doppelblick, der dem Gemüt verbittert  
 Alles, was lebt, da, was gelebt, das Beste  
 In Schutt und Graus liegt, dort und hier, zersplittert:  
 Dort oben hoher Festen morsche Reste,  
 Hier tief, was jener Hoheit glich, verwittert,  
 Du, die du warst der Schönheit schönste Feste.

Ja, ihr alten Festen Altenstein, Lichtenstein, Rotenstein, ihr seid verwitterte, zersplitterte Reste einstiger Herrlichkeit, die nie mehr erstehen wird. Doch unten im Tal, da lebt es noch, da regt sich’s noch, da baut und schafft lebendiges Menschenamt, da ragen unerschüttert die Türme der Dörfer und der Städtchen — auch die Türme Eberns, zu dem wir wieder zurückkehren, als zu dem Ausgangspunkt von Rückerts Liebe und Leid in den Jahren 1809—1820, mit den wohlbekannten Unterbrechungen, die hier aufzuzählen nicht von Belang wäre.

Werden es die heutigen Bewohner Eberns ihrem Dichter übelnehmen, daß er in einem burschikos gefärbten Brief an Friedrich

Schubart vom 30. Dezember 1814 von Ebern kurz und bündig sagte: „Hier ist keine Seele, außer einige Tabaksraucher, Biertrinker, Regel-schieber und Mädchenjäger“? Rückert hat damit nichts Ehrenrühriges über das Heimatstädtchen ausgesagt; er schildert nur in zugespitztem Wort das Leben in einer kleinen, vom Weltverkehr abgelegenen, einfachen, friedlichen Stadt. Und vom Weltverkehr abgelegen ist Ebern noch heute. Soll man den Bewohnern wünschen, daß es anders werde? Ich muß es ihnen selbst überlassen, sich dazu auszusprechen. Mir ist das friedliche, auf sanfter Bodenschwelle über der Baunach gelegene, stolz von Türmen überragte, mit manchem schönen, steinernen Barockhaus, mit stattlichen Fachwerkhäusern geschmückte Ebern lieb, und ich möchte es mir nicht anders vorstellen als es ist. Gewiß, andere fränkische Städtchen sind viel bekannter, aber ist nicht bei gar manchen — wir sprechen offenherzig — ihre vielgezeichnete, vielphotographierte Romantik mit argem Verfall, mit fataler Mistigkeit teuer genug bezahlt? Ebern ist ein sauberer Städtchen. — Es verschlägt dem Ansehen des Ortes nichts, daß es, wenn auch in Urkunden des 11. Jahrhunderts schon erwähnt, doch wohl nicht der älteste Ort der Gegend ist, daß es bis ins 13. Jahrhundert herein Tochterkirche von Pfarrweisach war. Im Jahre 1232 erst hat der gewaltige Würzburger Bischof Hermann von Lobdeburg Ebern zur Pfarrkirche erhoben. Aber durch seine günstige Lage und durch die Verleihung der Stadtgerechtsame unter Kaiser Ludwig dem Bayer 1335 überflügelte es die älteren Nachbarorte und wurde der kulturelle Mittelpunkt der Gegend; und dies wird es menschlicher Voraussicht nach noch lange bleiben. Dem schönen Frankenstädtchen, das sich durch Ehrung seines Dichters selber ehrt, sei der alte Segensspruch: „Lebe, wachse, blühe“ von Herzen zugeufen. Und möge die Befriedung, die Friedrich Rückert trotz mancher Irrung und Wirrung, trotz jugendlich-überschäumendem Leben doch stets in diesem Tale wieder fand, möge sie noch vielen Menschenkindern dort zuteil werden, so wie einst unser Dichter sang:

Du stilles Tal, in deinem Schoß allein  
Kann ich der wahren Himmelstruh' genießen,  
Und deine dichtgedrängten Büsche schließen  
Mich mit mir selbst in ein Elysium ein.  
  
Wie, überglänzt von sanftem Abendschein,  
Hier deines Baches Flut durch bunte Wiesen,  
Fühl' ich mein Dasein still und heiter fließen,  
Und keines Wunsches Woge mischt sich ein.  
  
Hier lockt den ruhig eingewiegten Blick  
Mir keiner blauen Berge Hoffnungsgipfel  
Auf Sehnsuchtsflügeln in die Fernen hin;  
Jhn hält die stille Gegenwart zurück,  
Ich schaue ruhig in die nahen Wipfel,  
Und freue mich, und fühle, daß ich bin.

Zu dieser Befriedung mußte freilich der Dichter, wie schon angedeutet, durch manchen äußeren und inneren Sturm hindurch gelangen. O Maria Elisa betha Geuß, du Almavallis vieler Sonette, du „junge, wilde Hecke“, was hast du dem Friedrich Rückert für Herzklöpfen erregt! Nun, auch du bist unsterblich geworden, samt deinem Vaterhaus, der Specke,

die da stattlich genug an der Straße von Ebern gegen Fischbach liegt; und fällt nicht durch dich und deinen berühmten Liebhaber auch ein neuer Abglanz auf das ja an sich schöne und bedeutende Rotenhansche Schloß E h r i c h s h o f , an dem ihr beide oft vorbeigewandelt seid, auch damals, als ihr schon miteinander in Bamberg die Verlobungsringe kaufen wolltet? Es hat ja nicht sollen sein; und das „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen“ hatte für euch endgültige Bedeutung. Der fränkische Dichter hat seine Bodenständigkeit nicht auch noch durch eine Heirat mit einem Mädchen „aus der nächsten Staude“ sozusagen verstärkt. Die ihm bestimmte Lebensgefährtin, A n n a L u i s e M a g d a l e n a W i e t - h a u s - F i s c h e r , Tochter des Herzoglich Coburgischen Archivrates Johann Albrecht Fischer, war ein fränkisches Mädchen von ihrer Mutter her, einer geborenen Magdalena Luise Doppelmeier aus Erlangen, der Vater jedoch war Westfale.

Aber wir wollen es doch nur als einen S ch e r z des Dichters nehmen, wenn er in dem Gedicht „Hochdeutsche Liebesnot“ die schließliche Vergeblichkeit seiner Bemühungen um die fränkische „junge, wilde Hede“ auf sein Unvermögen, gut fränkisch zu reden, zurückführt. Ja, er sagt dort wirklich:

O wenn ich doch nur rede könn't  
Gut fränkisch, wie sei Mädle,  
Dafz sie besser mich verständ'  
Des Nachts am Fensterlädle,  
Red' ich noch so schöne Sachen,  
Fängt sie halt hell an zu lachen,  
Sagt: Sei still, i bitt,  
Ich versteh' di ja nit.

Und wenn ich nur e Wämsle hätt',  
Und so e fränkisch Jäckle,  
Dafz sie mich herhaft drücke tät'  
Beim Tanz ans Busfleckle.  
Dünk' ich mich gleich recht gepußt,  
Schaut sie quer mich an und stuht,  
Sagt: das is mer e Schnitt;  
Geh, du gefällst mer nit.

Und wenn ich nur könn't Waffe führen,  
Als wie e fränkischer Bauer;  
Wenn ich einmal was an will rührn,  
Sieht sie gleich drein so sauer.  
Greif' ich nur nach ihrem Rechen,  
Schreit sie: Ruh', du wirst dich stechen,  
Kennst mein'n Rechen nit,  
Sollst mir nit rechen damit.

O du hochdeutsch Vaterland,  
Wie bringst du Sorgen mir leider,  
Weil ich hab' hochdeutschen Verstand,  
Hochdeutsche Sprach' und Kleider.  
Hätt' ich Art wie 'n fränkisch Büble,  
Ließ mich's Mädle nachts in Stüble,  
Schrie nit gleich immer nit! nit!  
Sobald ich sag', i bitt!

Halt, Friedrich Rückert! Du sprichst dir da etwas ab, was du gut genug verstandest. Freilich, freilich, der Gebildete, der Gelehrte, der Student, der Beamte, sie alle wachsen, auch in Süddeutschland, doch mehr oder minder aus dem Volkstum heraus, verlernen vielfach die Sprache des Volkes; dann entsteht so etwas wie eine Gebildeten-Mundart, die aber die Leute draußen, außerhalb der Heimat, doch sehr wohl erkennen und beschmunzeln. Ich behaupte, daß Rückert in seiner Dichtersprache so ausgesprochen fränkisch ist wie wenige, ja fränkischer als manche fränkischen Mundartdichter. Ich will gar nicht an die Wörter fränkischer Prägung erinnern, die er gebraucht; ein Gelehrter hat sich die Mühe gemacht sie zu sammeln, es ist ein stattliches Verzeichnis daraus geworden; aber schon der Tonfall! Die Satzbildung! Die ganze Färbung des Ausdrucks! Prachtvolle Beispiele dafür sind jene fünf Märlein, die er für sein Schwesternlein in einer einzigen Nacht niederschrieb. Höret „Das Männlein in der Gans“:

Das Männlein ging spazieren einmal  
Auf dem Dach, ei seht doch!  
Das Männlein ist hurtig, das Dach ist schmal,  
Gib acht, es fällt noch.  
Eh sich's versieht, fällt's vom Dach herunter  
Und bricht den Hals nicht, das ist ein Wunder.  
Unter dem Dach steht ein Wasserzuber,  
Hineinfällt's nicht schlecht;  
Da wird es naß über und über,  
Ei, das geschieht ihm recht.  
Da kommt die Gans gelaufen,  
Die wird's Männlein saufen.  
Die Gans hat's Männlein 'nuntergeschluckt,  
Sie hat einen guten Magen;  
Aber das Männlein hat sie doch gedrückt,  
Das wollt' ich sagen.  
Da schreit die Gans ganz jämmerlich;  
Das ist der Köchin ärgerlich.  
Die Köchin weigt das Messer,  
Sonst schneid's ja nicht:  
Die Gans schreit so, es ist nichts besser,  
Als daß man sie sticht;  
Wir wollen sie nehmen und schlachten  
Zum Braten auf Weihnachten.  
Sie rupft die Gans und nimmt sie aus  
Und brät sie,  
Aber das Männlein darf nicht 'raus,  
Versteht sich.  
Die Gans wird eben gebraten;  
Was kann's dem Männlein schaden?  
Weihnachten kommt die Gans auf den Tisch  
Im Pfännlein;  
Der Vater tut sie 'raus und zerschneidet sie frisch.  
Und das Männlein?  
Wie die Gans ist zerschnitten,  
Kriecht 's Männlein aus der Mitten.

Da springt der Vater vom Tisch auf,  
 Da wird der Stuhl leer;  
 Da setzt das Männlein sich drauf  
 Und macht sich über die Gans her.  
 Es sagt: Du hast mich gefressen,  
 Jetzt will ich dafür dich essen.  
 Da ist das Männlein gewaltig drauf los,  
 Als wären's seiner sieben;  
 Da essen wir alle dem Männlein zum Troz,  
 Da ist nichts über geblieben  
 Von der ganzen Gans, als ein Täzlein,  
 Das kriegen dort hinten die Käzlein.  
 Nichts kriegt die Maus,  
 Das Märlein ist aus.  
 Was ist denn das?  
 Ein Weihnachtsspaß;  
 Aufs Neujahr lernst  
 Du, was?  
 Den Ernst.

Ja, dieses Gedicht ist ganz urfränkisch. Wie oft haben wir alle eine fränkische Frau mit dem blitzenenden Messer sich dem Gänsestall nähern und die — bedeutungsvollen Worte sprechen hören: „Die Gans schreit so — die muß mer stechen!“ Hier ist in vollkommen ungezwungener Weise das Leben zur Dichtung geworden.

Doch hat Friedrich Rückert für einen e n g e r e n, in seinem Umfang genau feststellbaren Teil des fränkischen Landes noch eine sonderliche Bedeutung. Dieser fränkische Landesteil wird etwa durch das Stadtviertel Schweinfurt — Männerstadt — Coburg — Bamberg gekennzeichnet. Was in diesem Viertel liegt, das ist d a s R ü c k e r t l a n d. In Sch w e i n f u r t ist er 16. Mai 1788 geboren. Von 1792 an lebt er mit seinen Eltern in O b e r l a u r i n g e n (bei Stadtlauringen), einem ritterschaftlichen Ort des Freiherrn Karl August Truchseß von Wetthausen. Der Vater wird 1807 als Territorialkommissär des neuen Großherzogtums Würzburg nach R ü g h e i m (bei Hofheim), und bald nach S e ß l a c h versezt. Schon 1809 kam er als Rentamtmann nach E b e r n, wo er bis 1825 wirkte. Den Sohn, der seit 1820 in R o b u r g lebte, führt dann das Geschick über Erlangen und Berlin zu dauerndem Aufenthalt nach N e u s e s bei Coburg zurück. Main, Lauer, Nassach, Ibb, Baunach bilden die R ü c k e r t t ä l e r, und in ihnen wie über ihnen liegen all die Orte, die er besucht und — besungen hat. Ja, besungen! Nicht empfindsam wie Menschen des 18. Jahrhunderts, nichtträumerisch zerfließend wie die Romantiker; sondern frisch zupackend, das B o l l in seinen liebenswürdigen Schwächen erfassend, aus dem wunderbaren Sagengut der Heimat schöpfend. „Das Beste ist“, so schreibt er einmal an Schubart, „daß ich viel Gelegenheit gehabt und sie ziemlich benutzt habe, das Landvolk und seinen Dialekt zu studieren, vor dem ich immer mehr Respekt kriege. Wie wünschte ich dem vortrefflichen Fouqué etwas von einer lebendig quellenden Mundart statt seiner selbstgemachten hölzernen Altdeutschheit!“ Mehr als eine Sage hat Rückert volkstümlich und doch dichterisch nachzählt, am meisterlichsten die von der versunkenen Ortschaft A b e r-

m a n n s d o r f bei Leuzendorf unsfern Ebern in den Gedichten „Das versunkene Dorf“ und „Der fehlende Schöppen“. Das Unheimliche, das stets verschwundene Dörfer umwittert, hat hier einen fast unnachahmlichen Ausdruck gefunden, und der wunderbare Schluß des einen Gedichtes erhebt die einfache Ortsfrage zu allgemein menschlicher Bedeutung.

Es ist eine Wüstung gelegen,  
Ist Abermannsdorf genannt;  
Es heißt noch ein Dorf bis heute,  
Aber die ältesten Leute  
Haben das Dorf nicht gekannt.

Es ist verschlungen worden,  
In den Erdboden hinein  
Ist es worden verschlungen  
Mit Alten und Jungen,  
Mit Mann, Maus und Stein.

Kein Malzeichen ist blieben,  
Kein Trumm und keine Spur;  
Von den Häusern kein Gebälke,  
Von den Mauern kein Gekälke;  
's ist ebene Wiesenflur.

Als Knab' hab' ich noch gesehen  
Von der Dorflind' einen Stumpf;  
Jetzt ist auch der versunken,  
Es hat wie mit Armen den Strunken  
Gezogen hinab in den Sumpf.

Wenn man's Ohr legt auf den Boden,  
Hört man's drunten wohl,  
Wie die heimlichen Wasser brausen,  
Wie sie fressen mit Grausen  
Den Boden unter uns hohl.

Wohl hat es auf der Erde  
Das Böse weit gebracht.  
Wenn sie wollt' alle Schande  
Verschlingen, wer im Lande  
Wär' sicher bis Mitternacht?

Werden wir es aber dem Menschenbeobachter und dem feinen Spötter, der Rückert gewesen ist, verargen, wenn er die ländlichen Originale seiner Heimatgegenden konterfeite? Den Gevatter Schneider, der sich die Abfälle der Kleiderstoffe aneignet und sie zu Anzügen für seine eigenen Söhne zusammenstoppt, den Krautschneider Graumann, der sich die Fingerkuppen mit ins Kraut schneidet, die Pfarrfräulein, die vor lauter Arbeit im Wachstum zurückgeblieben sind, den Herrn Baron, der die Juden in sein Dorf zieht um sie im Kartenspiel zu überlisten, die gnädige Frau, deren Nadelgeld so knapp ist, daß sie dem Dorfbader die Kosten für die Heilung des verstauchten Beins ihres einzigen Flohs nicht bezahlen kann! Das waren alles Leute aus der Oberlauringer Gegend. Die Leinach erfäßt er alle zumal:

Im Dorf Leinach an der Leinach  
Hat es eine Dorfgemeinde,  
Der da sagen ihre Feinde  
Allerlei nach.

Im Dorf Leinach, Haus für Haus,  
Wenn ihr wollet zählen,  
Morgens früh aufs Betteln aus  
Gehn dort alle Seelen;  
Nur der Schulze bleibt zu Haus,  
Weil ihm Schuhe fehlen.

Ei, wenn ihm die Schuhe fehlen.  
Sollt' er sich die Schuhe stehlen.  
Freilich wohl, allein ach!  
Schuhe gibt es nicht zu stehlen,  
Barfuß gehen alle Seelen  
In dem Dorfe Leinach.

Sicher hätte Friedrich Rückert, wenn er heute noch lebte, auch den Merzbacher Gänshirten gezeichnet . . . Das wird demnächst ein anderer Landsmann, Gustav Lichtenauer, in diesen Blättern tun, und man möge es als kleine Huldigung an Rückerts Menschenschildierung auffassen.

Doch ich höre schon längst in meinem geistigen Ohr mißbilligende Stimmen. Dem „Angedenken Friedrich Rückerts“ sollen diese Aufführungen gewidmet sein? Wir hören nur von fränkischen Stauden. Wo bleibt die große Würdigung des Dichters vom schrifttümlichen, vom deutschen Standpunkt? Wo bleiben die großen Gesichtspunkte? — Solche Stimmen höre ich nicht zum ersten Mal. Als ich seinerzeit — im Stadttheater zu Würzburg — den achtzigjährigen Landsmann M. G. Conrad in seiner Gegenwart feierte, wurde mir die allzu starke Betonung des Fränkischen zum Vorwurf gemacht, der „zu geringe Abstand vom Schöpferischen“ getadelt. Ich hätte schon damals darauf sagen können, daß man nie mit Kanonen nach Späßen schießen soll, und daß man, wenn es gilt ein heimatisches Familiensest zu feiern, die berühmten „kosmischen Zusammenhänge“ fein beiseite lassen soll. Ich hätte schon damals darauf hinweisen können, daß die Anerkennung der großen Leistung eines Mannes und das Wissen davon doch die selbstverständliche Voraußsehung für eine Feier ist, bei der es sich um etwas ganz anderes handelt als ums Weihrauchstreuen. Und um etwas ganz anderes als darum handelt es sich auch jetzt, wenn in Ebern eine Rückerttafel enthüllt und wenn hier zum Angedenken des Dichters etwas niedergeschrieben werden soll. Es handelt sich darum, daß man erkennt und ausspricht, wieso Rückert der Unfrige war. Der Unfrige: Das heißt, ein Franke wie wir. Wieso könnten denn, wenn dies nicht der Fall wäre, gerade wir auf ihn stolz sein? Ich finde, daß immer in solchen Fällen zwei ganz unvereinbare Dinge miteinander verbunden werden sollen. Einerseits ruft man mit Begeisterung aus: „Er war unser!“ Anderseits himmelt man zu dem Gefeierten wie zu einem Heros empor, der durch ungeheure Abstände von uns, dem gewöhnlichen Volk, getrennt ist. Wo bleibt denn da der Zusammenhang? — Auch der Schöpferische ist nur schöpferisch, weil er blutmäßig einem schöpferisch begabten Volk oder Stamm entsprossen ist. Bei ihm ist zum Durchbruch gekommen, was verborgen, als Erbmaße, beim ganzen Volk schlummerte. Sein inneres Wesen ist kein anderes als das seines Volkes, seines Stammes. Darum ist die Freude von Stammesangehörigen über den großen Mann, der ihrem Stamm entsprossen ist, eine Familienevreude. Sie verehren ihn,

wie man einen Vater, wie man sonst ein teures Familienglied verehrt. Sie verehren ihn als einen blutmaßig und in der Wesensart Thresglichen. Was ihn über die meisten von ihnen erhebt — die schöpferische Gestaltungskraft — reißt ihn nicht von ihnen hinweg. Sie, die Stammesangehörigen, verkehren mit dem großen Mann, feiern sein Angedenken anders als die Stammesfremden. Der Abstand, den sie ihm gegenüber wahren, ist der heiligen Scheu zwischen Jamilien-mitgliedern zu vergleichen. Niemals aber werden sie ihm gegenüber Minderwertigkeitsgefühle hegen. Mit Genugtuung freilich werden sie Urteile anderer über ihren großen Mann verzeichnen. Warum sollte es uns nicht freuen, wenn Paul Heyse von Friedrich Rückert singt:

„Kein einzler Baum, ein Wald mit tausend Zweigen,  
Und Vögel aller Jungen, aller Zonen  
Durchzwitschern hell die laubigen Wipfelkronen,  
Nachts aber tanzen Elfen ihren Reigen.“

So zu den Sternen aufwärts sah'n wir steigen  
Den Liederwald, den Winterstürme schonen,  
Und lang in seinem Blüten schatten wohnen  
Wird unser Volk und ihn den Enkeln zeigen.

Nicht jedes Blatt ist eine Wunderblüte,  
Doch nie ließ uns ein Geist in solcher Fülle  
Des Lieb'- und Liederfrühlings Zauber ahnen.

Den Tieffinn einer Welt barg sein Gemüte  
Und aus des Morgenlandes heil'ger Stille  
Brach' er uns heim die Weisheit des Brahmanen.“

Wird mit diesen letzten Versen deutlich die Erinnerung an das friedliche Dichtergärtchen zu Neuses wach, zwischen dessen Beeten die Weisheit des Brahmanen erblühte, so wollen wir zum Schlusse doch auch eines anderen Musenses nicht vergessen, der durch Rückert in sonderlicher Weise geadelt wurde — der Bettensburg. Es ist beschämend, wie viele Franken es gibt, die diese fränkische Wartburg noch nicht kennen, die Burg des edlen Christian Truchsess von Wehausen, des Gönners der Künste und der Dichter. Ich will nicht die Tafelrunde der Geistigen, die sich um diesen Schloßherrn einst versammelt hat, jetzt durch Namen kennzeichnen; aber daß unser Friedrich Rückert, als ein Liebling des edlen Herrn, dort geweilt und die alte rührende Geschichte von Flor und Blankflor in neue Form gegossen hat, das muß gesagt werden; und daß Friedrich Rückert Zeit seines Lebens dieses Förderers nie vergaß und daß er noch im Jahre 1835 dem Dahingeschiedenen ein wundervolles Denkmal der Dankbarkeit gesetzt hat:

Zu Trümmern ist noch nicht das Schloß geworden,  
Das fränkische, wo ich mehr Lieder sang,  
Als auf der Wartburg jener Sängerorden.

Er aber, den gefreut mein Liederklang,  
Der alte Burgherr ritterlichen Wuchses,  
Um den sich meiner Jugend Ranke schläng;

Er, meines ersten Lorbeers oder Buchses  
Nachsicht'ger Pfleger, der ihn nie beschritt,  
Dahingegangen ist mein guter Truchseß.  
Mit dem ich oft die Bettenburg umschritt,  
Die gastliche, wo ich fast Heimrecht hatte,  
Zum Grab gelangt ist längst sein müder Tritt.

Rühl über seiner Ruhe sei der Schatte,  
Und feierlich der Abendlüste Spiel  
Mit des von ihm gepflanzten Haines Blatte!

Dies Lispeln auch von müß'gem Dichterkiel  
Soll ihm geweiht zum Angedenken dauern,  
Nicht weil es mir, nur weil es ihm gefiel.

Dort wach' es mit dem Moos der alten Mauern,  
Und mit den Gräsern unter jenem Baum,  
Die dort noch flüstern bei der Nachluft Schauern  
Von Flor und Blankflor den idyll'schen Traum.

Ja, die Gräser flüstern dort auch heute noch den idyllischen Traum von Blume und Weißblume; aber die Bäume rauschen, wenn sie der Sturm schüttelt, in der zornigen und doch liebeatmenden Sprache der Geharnischten Sonette, die von hier aus der junge Dichter in den Sturmjahren der Befreiungskriege in die deutsche Welt hinaussandte, daß die Zeitgenossen nach dem wortgewaltigen Liedermund staunend hinhörchten. Verflungen schier, von späteren Ereignissen überholt ist alles, was damals geschah; nicht verflingen aber soll jemals der Ruf nach Mannheit, der aus Rückerts, unseres Rückerts Munde damals den Trägen, den Toren in die Ohren gellte und der auch dem heutigen Geschlecht in die Ohren gellen soll. Gibt es nicht auch heute unmüze Steckenpferdreiter? Eitle Spiegelfechter? Marklose Dichterlinge, wirklichkeitsfremde Kaffeehausliteraten, die in Pfännlein Zucker backen, wo sie im rußigen, ehrlichen Bäckofen nahrhaftes Brot dem Volke schaffen sollten? Diesen allen — und uns allen für Stunden der Schwachheit — gilt Friedrich Rückerts geharnischtes Sonett, das wie mit eines Schwertstiebes ehemem Klang unsere Worte beschließen soll:

Ihr, ernsthaf't tummelnd eure Steckenpferde,  
Ihr, streitend in der Spiegelfechter Trosse,  
Ihr, ziarend mit nie treffendem Geschosse,  
Ihr, Streiche führend mit papierinem Schwerte!

Und ihr, die ihr euch von der sichern Erde  
Auf eurer Musen fabelhaftem Rosse  
Gen Himmel sporn't, ihr treibt die ärzte Posse.  
Ihr seid die räudigsten der ganzen Herde.

Werft von euch eurer Torheit bunte Wappen,  
Womit ihr prunkt, und greift zu wahren Waffen,  
Statt eurer Steckenpferde zäumet Rappen;

Sezt Helme auf statt eurer Narrenkappen,  
Seid wahre Männer statt der Götter Affen,  
Und, wenn ihr nicht könnt Ritter sein, seid Knappen!